

Sammelrezension: GoT in Kürze

**Jan Söffner: Nachdenken über ‚Game of Thrones‘:
George R.R. Martins ‚A Song of Ice and Fire‘**

Paderborn: Wilhelm Fink 2017, 152 S., ISBN 9783770562091,
EUR 24,90

**Kerstin Stutterheim: ‚Game of Thrones‘ sehen: Dramaturgie einer
TV-Serie**

Paderborn: Wilhelm Fink 2017, 132 S., ISBN 9783770562046,
EUR 24,90

Die Forschung zu *A Song of Ice and Fire* (1996-) und *Game of Thrones* (2011-) setzt momentan mit großem Elan ein, beginnend in den USA, nun auch im deutschsprachigen Raum. Und so liefert der Fink-Verlag zeitgleich zwei schmale Bände ab – der eine in Bezug auf George R.R. Martins Romanreihe, der andere mit stärkerem Fokus auf der HBO-Serie.

Angesichts des aktuellen Booms verwundert die dem romanbezogenen Band *Nachdenken über ‚Game of Thrones‘* von Jan Söffner zugrundeliegende Prämisse: Hier setzt der Autor unter der Behauptung, dass es kaum kulturwissenschaftliche Beiträge zur Romanreihe gebe (vgl. S.11f.), sich selbst in die Position des Intellektuellen, der sich fragt, warum „sich meinesgleichen [...] als Hobby mit Martin“ (S.13) auseinandersetze. *A Song of Ice and Fire* setzt er so dem entgegen, „was Menschen wie ich gewöhnlich als ‚die‘ Literatur bezeichnen“ (S.14); ein paar Seiten später ist dieser ungenannte Kontrastkanon dann gar schon der, der „offiziell als ‚Literatur‘“ (S.27) bezeichnet wird. Söffner grenzt sich solcherart von dem ab, was er als Martins Rezeptionsgruppe sieht: „Martins Werk ist geschrieben für Programmierer, die auf den Wiesen städtischer Parks lernen, mit Langschwertern zu kämpfen; [...] für dem Tageslicht abgeneigte Halb-Goths, die einem beim Aufstieg zum Drachenfels begegnen“ (S.14). Das herablassende Klischieren der Rezipient_innen von Martins Romanen soll wahrscheinlich provozieren – doch führt letztendlich eher dazu, dass rückwirkend die sich von Söffner selbst zuge dachte Rolle des Intellektuellen als recht lächerliche Pose erscheint.

Analog zum Rezipient_innen-Klischee wird auch das Genre der Fantasy auf eine oberflächliche Art und Weise definiert, die literaturhistorische Kenntnisse vermissen lässt. Fantasy sei eine „Gattung der Programmierer und Techniker (und eben nicht der ‚avancierten‘ Intellektuellen)“ (S.27). Sie sei

„seit den frühen Jahren der Digitalisierung unserer Welt in der Lage gewesen [...], die Sehnsüchte gerade derjenigen Menschen zu bündeln, die als erste mit den Informationsmaschinen in engem Kontakt waren“ (S.24). Diese Behauptung führt dann zu Gedanken zum Leben und Erzählen im Big-Data-Zeitalter – die vielleicht noch etwas mit Martins Werk, aber sicherlich nichts mit dem ‚Wesen‘ der Fantasyliteratur zu tun haben. J.R.R. Tolkien, unfraglich eine der zentralen frühen Figuren des Genres in seiner heutigen Ausprägung, war nun mal kein Programmierer, sondern Mediävist, und er schrieb mit Sicherheit in keinem Kontrast zu dem, was Söffner als Intellektualismus begreift.

Der Rückentext von *Nachdenken über ‚Game of Thrones‘* behauptet, dass Söffner Martins Romanreihe „als unbequemes Meisterwerk ernst“ nähme – was eben gerade *nicht* zutrifft. Die Romane, deren Rezipient_innen und letztlich auch die Gattung werden auf Klischees herabgesetzt, so dass der Band maximal Einblicke in Söffners Hadern mit einer vermeintlich unwürdigen Lektüre gibt – und damit nur einen weiteren Beleg dafür liefert, wie viele Widerstände noch abzubauen sind, bevor man mit einer ernsthaften Fantasy-Forschung beginnen kann.

Ein wenig bescheidener kommt der Band von Kerstin Stutterheim daher, in welchem sich die Autorin primär der HBO-Serie widmet. Stutterheim verfolgt mit *‚Game of Thrones‘* *sehen* den Anspruch, sich auf „dramaturgisch relevante Aspekte [zu] konzentrieren und Interpretation soweit es möglich

ist [zu] vermeiden“ (S.69). Die überzeugendsten Passagen, die nach dieser Methode entstehen, sind ein *close reading* der ersten Episode, das sich quer über das Buch verteilt (vgl. S.7-20, S.54-60, S.65-68 und S.96-103). Hier finden sich präzise Beobachtungen zur Theatralität (vgl. S.47) der Serie und geschickt platzierten V-Effekten (vgl. S.58 und S.67f.). Ebenso verstreut findet sich ein Gedanke zum Begriff des Bösen bei Hannah Arendt (u.a. *Über das Böse*. München: Piper, 2010), der eine interessante Erklärung für die Identitätsverluste liefert, die einige von Martins Figuren erleiden oder aber aktiv bekämpfen müssen (vgl. S.39f. und S.87f.).

Jenseits dieser kurzen Lichtblicke vermag aber auch dieser Band kaum zu überzeugen. Stutterheim geht davon aus, dass die Serie einer „amerikanischen Dramaturgie“ folge, welche die Familie als „kleinste ideale Einheit der Gemeinschaft“ (S.32) exponiere und diese sowohl gegen äußere Anfechtungen wie auch zugunsten von moralischen Entscheidungen in übergeordneten gesellschaftlichen Zusammenhängen begünstige. Ein Verstoß gegen diese sakrosankte Einheit werde auf einer Metaebene als Sünde begriffen und müsse nach der dramaturgischen Logik bestraft werden. In Bezug auf die Darstellung der Familiengeschichte der Starks (vgl. S.69-86) mag dies überzeugen. Hier jedoch überkommen einen schon Zweifel, ob Stutterheims Abstrafung der Serie als Ausgeburt des US-amerikanischen Konservatismus so stimmt, ist der Sippenverband doch schon im Hoch- und Spätmittelalter ein

starker Nukleus, der ebenso das mittelalterliche Erzählen motiviert. Und dieses mittelalterliche Erzählen ist eben einer der stärksten Bezugspunkte für Martins Fantasywelt (vgl. die Beiträge zu *GoT* in Busch, Nathanael/Velten, Hans Rudolf [Hg.]: *Die Literatur des Mittelalters im Fantasyroman*. Heidelberg: Winter, 2018). Als die Autorin sodann zu den Lannisters kommt (vgl. S.92-104), fällt auf, dass sie ihr voriges Primat der Familie plötzlich zugunsten eines nun dominierenden Gut/Böse-Schemas zurückstellen muss. Mag dies auf Basis der Figurenkonstellationen noch überzeugen, stellt sich dennoch die Frage nach Tyrions Rolle und Funktion. Er ist schließlich ein Sympathieträger der Serie, der aber nebenbei auch den Tod seiner Eltern – mal direkt, mal indirekt – zu verantworten hat und damit das absolute Gegenteil eines Familienhelden ist. Beim Kapitel angelangt, das mit dem Namen Tyrions überschrieben ist, wird die Taschenspielerhaftigkeit der Methodik offensichtlich. Das ‚Kapitel‘ ist im Gegensatz zu langen Untersuchungen von Figuren, die zur Familienese passen, nur eine Seite lang. Es erklärt Tyrion kurzerhand (außerhalb des familiären Gefüges stehend) zu einer „dramaturgischen Erzählinstanz“, einem „postmodernen Filmklärer“, zu einer Figur, „deren Gestaltung [...] ein wenig an Macchiavelli [sic]“ (S.104) erinnere. Diese wiederkehrende Schreibweise meint wohl einen mit aufgeschäumter Milch gefleckten braunen Staatsphilosophen.

Ähnlich verfährt Stutterheim mit Theon Greyjoy, dessen ambivalente

Figurenführung der Behauptung eines durchgängigen Gut/Böse-Schemas zuwiderläuft. Theon ist dann in seinen ambivalenten Momenten einfach „nicht mehr eine Person, sondern nur noch eine Funktion“ (S.90). Wenn es Stutterheims Vorhaben war, nicht zu interpretieren, so sollte doch klar sein, dass auch der Ausschluss von der eigenen These zuwiderlaufenden Handlungen durchaus Interpretation ist – lediglich verborgen hinter der Maske wissenschaftlicher Objektivität.

Neben solchen Verschleierungen im Namen der Leitthese häufen sich kulturhistorische Bezüge, die kaum überzeugen können. Jon Snow wird von Stutterheim zu einer Art von Westernhelden deklariert, unter anderem weil die Wildlings – eine eindeutige Zeichnung der Pikten jenseits des Hadrianswall – an „indigene Völker erinnern[, d]ie Bewohner des Wilden Westens eben“ (S.114). Auch stellt die Autorin Assoziationen mit der Gralsoder der Parzival-„Legende“ (vgl. S.29f., S.73 und S.114) her. Was genau sie mit diesen Motiven mittelalterlicher Literatur aber meint – die in konkreten Texten verhandelt werden und maximal sekundär in die Obskurität einer ‚Legende‘ absinken –, verschweigt sie. Ebenso sind ihre religiösen Konnotationen falsch: Die Suche nach einem neuen Thronfolger, die Jon Snow zu einer messianischen Erlösergestalt werden lassen könnte, erinnert Stutterheim an die „Schöpfungsgeschichte“ (S.29 und zuvor schon S.14). Hier scheinen Altes und Neues Testament verwechselt worden zu sein, denn eine Schöpfungsgeschichte findet sich nur in der nicht-

messianischen Genesis. Ebenso lässt sich nicht nachvollziehen, warum Jon Snows Wiederbelebung mit der Auferstehung Christi gleichgesetzt werden sollte (vgl. S.78): Allerhöchstens Lazarus könnte hier als biblische Referenz dienen. Ein – sicherlich nicht gänzlich fehlgeleitetes – Aburteilen christlicher Wertedominanz bei Martin wäre ohne solche Fehlgriffe weitaus glaubhafter.

Des Weiteren wird ebenso wie bei Söffner die schon vorhandene Forschung zu *Game of Thrones* komplett ignoriert, obwohl sie an einigen Stellen äußerst hilfreich hätte sein können: Auch wenn der deutschsprachige Band *Die Welt von ‚Game of Thrones‘* (May, Markus/Baumann, Markus/Baumgartner, Robert/Eder, Tobias [Hg.]. Bielefeld: transcript, 2016) bei der Drucklegung der Texte eventuell noch zu frisch auf dem Markt war, hätte zumindest der kultur- und teils auch dezidiert religionswissenschaftlich aufschlussreiche Band *Mastering the Game of Thrones* (Battis, Jes/Johnson, Susan [Hg.]. Jefferson: McFarland, 2015) beiden Monografien Bezugspunkt sein müssen. Doch selbst Thesen der Fan-Community bleiben ungenannt. So versucht Stutterheim aus der Dramaturgie der Serie Prognosen abzuleiten, wie die Handlung in den nächsten zwei Staffeln zu Ende geführt werden wird. Diese Prognosen gehen aber selten über das hinaus, was die ›R+L=J‹-These nahelegt (die inzwischen zur Gewissheit gewordene Vermutung, dass Jon Snow das geheim gehaltene Kind von Rhaegar Targaryen und Lyanna Stark und damit legitimer Thronfolger ist). Diese These und die daraus gezogenen

Schlüsse waren aber schon seit mehreren Jahren in fast jedem Fanforum nachzulesen.

Zusammenfassend muss also festgestellt werden, dass den beiden Büchern weder die Pose eines standesdünkeln- den Intellektuellen noch der Gestus einer dramaturgischen Prophetin hilft. Auch die vielen Rechtschreibfehler und mangelnden Belege verleiten zu

der Annahme, dass es sich hier um zwei Schnellschüsse handelt, die zwar gezielt dem Enthusiasmus von Fanpublikationen entgegenlaufen, dabei aber weder den Standards wissenschaftlicher Publikationen gerecht werden, noch den Esprit des Essayistischen verbreiten können.

Matthias Däumer (Wien)